

MENNONITE LIBRARY & ARCHIVES  
261.873 W249 MLAMAIN  
/Warnungen und Winke für die Militärzeit



3 0531 01007 2948

Warnungen und Winke  
für die Militärzeit.

M  
261.873  
W249

**BETHEL COLLEGE HISTORICAL  
LIBRARY**

**M North Newton, Kansas**

Class No. 261.873 Date Received .....

Book No. W249 Donor .....

Accession No. 6881 Fund .....

This book should be returned at the end of two weeks; otherwise a fine of 2 cents a day is charged for each additional day.

*Free Dup.  
from Poland*

**Warnungen und Winke**  
für die Militärzeit.

□ □ Herausgegeben □ □  
von der  
**Soldaten-Kommission**  
der  
Konferenz süddeutscher Mennoniten.



1908.  
Buchdruckerei Löffel & Gehring  
□ □ Kaiserslautern. □ □

M  
261.873  
W249

M  
172.4  
W2

## Liebe Brüder!

Aus dem aufrichtigen Bedürfnis und Wunsch, Euch eine brüderliche Handreichung zu bieten, ist dies Büchlein entstanden. Es kommt von Herzen. Nehmt es auf, wie es gemeint ist. Vielleicht denken einige unter Euch, manches sei zu schwarz gemalt. Wir wollen nicht verallgemeinern. Das Gute, wo immer es sich zeigt und Bahn bricht, wollen wir nicht verkennen, sondern uns dankbar darüber freuen; aber vor dem Bösen dürfen wir unsere Augen nicht verschließen, sei es, daß es offen zu Tage tritt, oder im Geheimen sich befähigt. Da gilt es, allezeit auf der Hut zu sein. „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark“. 1. Kor. 16,13.

So nehmet unser Büchlein freundlich auf. Prüfet es ernstlich und gewissenhaft, was Euch zu Nutz und Frommen geschrieben ist. Allen wird gewiß von Herzen willkommen sein, was ein Glaubensbruder aus seinen Kriegserlebnissen erzählt. Da trifft uns der große Ernst des Soldaten-

6881

lebens entgegen. Da erfahren wir auch in ergreifender Weise, was die beste Ausrüstung eines rechten, christlichen Soldaten ist: Ein frommer Sinn, der fest steht im Glauben an Jesum Christum, seinen Herrn und Heiland. Das schenke und erhalte Gott der Herr Euch und uns allen.

### Die Soldaten-Kommission.

## Die Gefahren der Militärzeit.

Die Militärzeit ist ein bedeutungsvoller, entscheidungsreicher Abschnitt im Leben. Es ist eine Ehre, des Königs Rock zu tragen. Viele blicken mit berechtigtem Stolz auf diese Zeit zurück. Sie werden nicht müde, in begeisterten Worten davon zu erzählen. Wenn man in Gesellschaft auf das Militär zu sprechen kommt, dann leuchten dem gebienten Soldaten die Augen, sein Mund geht über von dem, was das Herz voll ist und er kann oft Stunden lang berichten von dem, was er erlebt hat in 1, 2 oder 3 Jahren, frohe Geschichten, heitere Erlebnisse, lustige Anekdoten, ernste Erfahrungen und zukunfts schwere Dinge und Kenntnisse von Kriegsführung u. —

Für manche aber ist die Militärzeit ein Grab geworden ihrer Jugendzeit, ihrer gesunden, glücklichen, unschuldsvollen Jugend. Sie haben ihren Körper verwüstet, den Keim gelegt zu einer Krankheit, die nicht wieder heilt, die sie beständig mit sich schleppen durchs Leben wie eine Sündenlaster. Sie haben die Seele vergiftet und befleckt, unverwischbar — und das Herz verderbt in Sünde und Schande. Nur mit Scham können sie zurückdenken an diese „schönste“ Zeit des

Lebens. Stumm sitzen sie dabei, wenn andere so froh erzählen. Oder wenn sie mitsprechen, so geschieht es laut und lärmend voll Uebertreibung, als wollten sie den Stachel im Innern über-täuben, den sie doch nicht los werden können.

Die Militärzeit ist eine gute Schule des Gehorsams, der Pünktlichkeit, der Ordnungsliebe und der Reinlichkeit. Sie kräftigt die Gesundheit und stählt den Körper in Ertragung von Strapazen. Aber wie viele sind mit großen Hoffnungen zum Militär gegangen, unverdorben und gesund an Leib und Seele und sind heim-gekehrt krank und siech an Seele und Leib. Sie haben den Glauben verloren und den inneren Halt eingebüßt. Sie fühlen sich nicht mehr wohl im Elternhaus; sie passen nicht mehr recht hinein in das durch christliche Zucht und Sitte geregelte Leben. Ein unbändiger Freiheitstrieb, eine zügellose Lust treibt sie hinaus über die engen Grenzen des Hauses. Sie geben sich dem Müßiggang hin, dem Nichtstun, verfallen dem Trunk und Laster und nehmen schließlich ein Ende mit Schrecken.

Dazu hat sie die Militärzeit gebracht; sie hat den Grund gelegt, den Anfang gemacht des äußeren und inneren Verderbens. Es sind eben große, sehr große Gefahren, die sie in sich birgt. Wohl dem Jüngling, der es bei Zeiten erkennt und bedenkt, was zu seinem Frieden dient, der

seinen Weg unsträflich geht und sich hält an Gottes Wort.

### Die Musterung.

Mit der Musterung beginnt das Militärleben. Wenn die jungen Leute zu irgend einem Truppenteil ausgehoben sind, dann wird eiligst die Militär-mütze gekauft, der silberglänzende Name der Truppengattung an den Rock geheftet, ein mächtiger Blumenstrauß angesteckt und nun gehts von Wirtshaus zu Wirtshaus und johlend und schreiend unter Musik und wüstem Gesang zieht dann die junge Schar der künftigen Vaterlands-verteidiger ins Heimatsdorf ein. Ich habe mich immer gefreut, wenn ich sah, wie unsere jungen Männer sich nicht daran beteiligten, sondern still nach Hause kamen und froh und stolz das Re-sultat ihrer Musterung verkündigten. Das ist der erste Schritt auf dem rechten Weg, die erste Gelegenheit, wo man zeigen kann, daß man doch etwas Besseres und Höheres kennt, als sich solch wüstem Treiben hinzugeben. Es mag ja gewiß nicht leicht fallen, sich da abzusondern, wenn die ganze Nachbarschaft, alle Bekannten, Schulkame-raden und Jugendfreunde sich beteiligen. Man wird Spott und Hohn und Verachtung zu tragen haben und den Vorwurf hören, man wolle etwas Besonderes sein. Aber da gilt es, im vorn-herin sich stark zu machen. Der Lohn ist groß.

Oft wird der militärpflichtig gewordene junge Mann der Gegenstand größerer Aufmerksamkeit, allgemeinerer Beachtung im Hause, bei Verwandten und Bekannten. Das Gespräch wird häufig auf die kommende Militärzeit gelegt. Ruhmredige und gewissenlose Leute stellen sich ein; sie waren selbst Soldat und nun prahlen sie mit ihren Erfahrungen; stellen auch die Versuchungen im schönsten Lichte dar und meinen, das müsse man alles mitmachen. Wer das nicht tut, sei kein Soldat gewesen. Aber das ist Gift für unverdorbene Seelen. Meide solch lose Geschwätze. 1. Tim. 6, 20. Laß Dich nicht mit ihnen ein. Gib ihnen nicht Raum im Herzen. Prahle auch nicht und bilde Dir nichts darauf ein, daß Du die Ehre hast, ein Ausgehobener zu sein. Die Erfahrung lehrt, daß die Prahler am wenigsten taugen. Wappne Dich mit den Waffen des Geistes und aus Gottes Wort. Im übrigen halte Dich an das Wort Josua 1, 9: „Siehe, ich habe Dir geboten, daß Du getrost und freudig seiest. Laß Dir nicht grauen und entsetze Dich nicht, denn der Herr, Dein Gott, ist mit Dir in allem, was Du tun wirst“.

### Der erste Transport.

Schlimmer noch und gefährlicher als bei der Musterung geht es manchmal bei dem ersten Transport her. In irgend einer Stadt müssen

sich die ausgehobenen Rekruten versammeln und dann werden sie gemeinsam in ihre Garnison befördert. Da kommt dann allerlei zusammengewürfelt Volk zusammen. Es sind oft rohe Leute, gemeine Menschen darunter, die es darauf absehen, gleich im Anfang durch allerlei schmutzige Reden und Handlungen zu imponieren, sich Geltung und eine Art Uebergewicht zu verschaffen. Da gilt es dann im vornherein seinen Standpunkt zu wahren, seine Stellung zu behaupten durch ein mannhaftes, mutiges, entschiedenes Bekenntnis. Es kommt alles darauf an und hängt alles davon ab, daß man gleich im Anfang Farbe bekennet und offen zeigt, weß Geistes Kind man ist. Wer sich feige und mutlos duckt und das Bekennen auf später verschiebt, der findet oft nicht mehr die rechte Gelegenheit dazu und das Versäumte ist nicht nachzuholen, der Fehler der Unentschlossenheit nicht wieder gut zu machen. — Ich weiß von einem jungen Mann, einem Glaubensbruder, der sofort bei der ersten Gelegenheit sich jegliche Belästigung nach dieser Seite hin energisch verbat und die Folge war, daß man ihn in Ruhe ließ und ihm mit Achtung begegnete.

Es ist eine einfache Regel in solcher Lage zu beachten. Man verhalte sich still und beteilige sich nicht an dem ganzen Treiben. Erst wenn man direkt aufgefordert wird, mitzumachen oder besonders belästigt wird, da ist die Gelegenheit

gekomen, dagegen aufzutreten und sich zu wehren. — Kamerad K. war zu einer Landwehrübung nach M. einberufen. Er erzählte von dem Transport unterwegs Folgendes: „Mit dem Alter soll der Verstand kommen; bei den alten, gebienten Leuten, mit denen ich zusammen fuhr, war wenig davon zu merken. Sie tobten und lärmten und geberdeten sich wie unsinnig. Die Ursache sollte mir nicht lange verborgen bleiben. Als die Luft rein war, kam eine Literflasche mit Schnaps — zur Hälfte geleert — zum Vorschein. Sie wanderte von einem zum andern und jeder „vertiefte“ sich in den Inhalt. Nachdem ich, der still die Gegend betrachtet, einmal übergangen worden war, wollte der, der in seinen Ausdrücken und Scherzen der gemeinste war, — ein Postbote aus B. — seinen Heldenmut zeigen und bot mir ganz plötzlich die Flasche auch an. Jetzt war der Moment gekommen, wo es galt, zu bekennen und ein kräftiges Wort zu reden. Ich tats, indem ich die Flasche zurückwies mit der Bemerkung: „Ich weiß, was dieses Teufelszeug schon angerichtet hat und noch täglich anrichtet. Mein Mund ist mir zu schade, als daß ich ihn mit diesem Gift in Verbindung bringen möchte“. — Das wirkte. Eine Stille trat ein, die endlich der Wortführer mit der Frage brach, ob ich „Blaukreuzler“ sei. Nachdem ich verneint, rückte er mit dem Bekenntnis heraus — gewissermaßen um sich zu entschuldigen: „Ich trinke sonst auch nicht, sondern ich wollte

mir nur einmal einen lustigen Tag machen mit dem Schnaps“. Gern ließ er sich über das Trüchte seines Beginnens unter vier Augen aufklären und erzählte manches von seinen frommen Eltern.“ —

### Das Leben in der Kaserne.

Geradezu verderblich aber wirkt oft das Leben in der Kaserne. Das Zusammenleben auf einer Stube, der Mannschaftsstube, mit 15—20 Mann, führt nicht selten zu Vorkommnissen schlimmster Art, was ein unverdorbenes Herz mit Ekel und Scham erfüllen muß. Da kann man mit Menschen zusammenkommen, so sittlich verworfen, wie man sie vorher noch nicht gekannt hat und Dinge erleben und erfahren, von welchen man noch nichts gehört hat. Ein Abgrund sittlichen und religiösen Verderbens tut sich einem auf. Man kann nicht entfliehen; man kann ihm nicht aus dem Wege gehen. Da heißt es zu kämpfen und zu widerstehen. „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und stark.“ 1. Kor. 16,13 (vgl. auch Ephes. 6,13; 1. Tim. 6,12). Es ist vielleicht nur ein schlechter, verkommener Mensch darunter, der seinen verderblichen Einfluß ausübt. Alle anderen haben aber nicht den Mut, gegen sein Treiben und Verhalten aufzutreten. Immer wieder weiß er das Gespräch an sich zu reißen und auf schmutzige Dinge zu bringen. In der Regel ist es ein

begabter Mensch, ein lustiger „Bruder“, ein gutmütiger und freundlicher Kamerad, der die Gabe der Unterhaltung besitzt, wie kein anderer, der gut singen kann. Aber er kann nicht in anständigen Grenzen bleiben. Immer aufs neue verleitet er seine Stubengenossen zu unanständigen Liedern, zotenhaften Reden, abscheulichen Handlungen, treibt rohe Spässe, erweckt unreine Gedanken. Da heißt es denn sich fern halten, so viel es möglich ist und sich absondern von den Gottlosen 2. Kor. 6,17; 1. Tim. 5,22. Da gilt es männlich und entschieden Zeugnis abzulegen, daß man sich nicht fremder Sünde teilhaftig mache.

Ein wirksames und heilsames Mittel der Abwehr und Schutzwehr ist's, sich mit guter Lektüre zu versehen. Man lese Gottes Wort und christliche Unterhaltungsblätter. Lasse sich doch niemand einschüchtern durch Hohn und Spott, den solche Beschäftigung anfangs einträgt. Schließlich verstummt er von selbst. Ein Kanonier S. erzählt, wie am zweiten Abend seiner Rekrutenzeit ein „alter Mann“ auf die Mannschaftsstube kommt, wo er mit noch 19 Kameraden lag, alle aus der Großstadt. Er will sehen, was für Vögel ins Haus geflogen sind. Die meisten sitzen am Tisch und lesen, auch Kamerad S. Aber während die anderen Geschichten und Romane lesen, hat er sein Neues Testament vor sich genommen, um mit Gottes Wort, wie ers ge-

wohnt, den Tag zu beschließen. Ordonanz P., das war der Eingetretene, geht von einem zum anderen und im Hochgefühl seiner Würde und Ueberlegenheit reißt er einem nach dem andern seinen Lesestoff unter den Augen fort und macht seine Bemerkung. Schließlich kommt er zu S. und greift nach dem Neuen Testament mit den Worten: „Na, was hast Du denn da für einen Schmöker?“ Er schaut hinein — sein Gesicht nimmt den Ausdruck grenzenlosen Erstaunens an — und über seine Lippen kommt: „Mensch, bist Du denn verrückt, im 19. Jahrhundert liest Du noch in der Bibel? Na, warte, das wollen wir Dir austreiben!“ S. aber blieb fest und antwortete: „Dabei werde ich bleiben, es komme, was da wolle.“ — Und siehe, aus der Reihe der 19 tritt einer hervor und sagt: „Das ist doch nichts Schlimmes, wenn einer in der Bibel liest! Wenn ich Zeit habe, lese ich auch darin.“

Für guten Lesestoff findet man auch in der Kaserne fast immer willige und dankbare Abnehmer. Hier liegt ein offenes Bedürfnis vor, das lange nicht genug erkannt und gewürdigt wird. In Stunden der Muße, wo tödliche Langweile die Soldaten plagt, ist nichts willkommener als ein gutes Buch.

Ein Reservist F., der mit 34 Kameraden auf einer Stube lag, erzählt: „Wir hatten an einem heißen Tage anstrengenden Vormittagsdienst gehabt und lagen auf unseren „Klappen“, um uns

auszurufen. Ich las. Mit einemmale tönts in mein Ohr: „F. hast Du nichts zu lesen?“ Antwort: „Ich habe wohl etwas, aber ich weiß nicht, ob der Stoff Dir zusagen wird.“ Ich hatte in etwa 40 Exemplaren das Schriftchen von Töllner „Keusch oder Unkeusch? — Wähle!“ mitgebracht und Gott schon wiederholt gebeten, er möge mir eine Gelegenheit geben, die Schriften an den Mann zu bringen. „Ganz egal, was es ist,“ sagte mein Gegenüber, „gib nur her!“ Ich eile an den Schrank, entnehme ihm das Paket Hefte und wie ich zurückkomme, strecken sich mir nicht nur eine oder zwei, sondern 33 Hände entgegen und 33 Kehlen rufen: „Mir auch! Mir auch!“ Alle bekamen ein Hefstchen und vertieften sich in den trefflichen Inhalt. Die Wirkung war erstaunlich. Unsittliche Gespräche verstummten fast ganz, wenigstens, wenn ich zugegen war.“

Auch der Dienst bringt nicht selten Gefahren mit sich, die fürs ganze Leben den Soldaten verhängnisvoll werden können. Da gilt es, sich vorsehen und auf der Hut zu sein. Vor allem sei ein Muster ernster und gewissenhafter Pflichterfüllung. Suche es darin allen anderen zuvor zu tun. Deine Sachen müssen stets sauber, Deine Knöpfe am Rock, der Helm, die Stiefel, das Lederzeug müssen am blankesten sein. Beim Exerzieren, beim Marschieren, Turnen, Reiten, Schießen, Schwimmen, bei allen dienstlichen Verrichtungen sei kein Waschlappen. Kannst Du z. B.

nicht turnen und Du bist „fest“ geworden, so kaufe Deine Zeit aus, turne, wo immer sich Gelegenheit bietet. Stellst Du im Dienst Deinen Mann, so wird man Dich mit Achtung behandeln und Respekt vor Dir haben. Du wirst dann auch als entschiedener Christ Deinen Weg besser finden und mehr Einfluß auf Deine Umgebung ausüben können. Dahingegen kann man Dich sehr „zwiebeln“ und Dir das Leben sauer machen, Dir alles verleiden, wenn Du mit steifen Gliedern kommst, Deine Sachen nicht in Ordnung hast und mit den Gedanken spazieren gehst. Deinen Kameraden sei gefällig. Die Befehle von Vorgesetzten erfülle mit freudigem Gehorsam, nicht mit unfreundlichem Gesichte. Sei unverdrossen in Deinem Dienst.

Sei und bleibe wahrhaftig. Rede nicht wider die Wahrheit, mahnt Gottes Wort. Sir. 4,30. Die meisten meinen, man könne ohne Lüge gar nicht durchkommen. Das ist nun einmal so an der Tagesordnung, daß man sich anlügt. Da muß man mitmachen und mit den Wölfen heulen. Und doch ist nichts verkehrter als solche Annahme. Neulich las ich folgendes in einem interessanten Buch „Berliner Sozialdemokraten als Soldaten“ Seite 85: „Durch Mißhandlung eines mißgünstigen Feldwebels bekam ich mit meinem Kameraden eine schlimme Hand. Wir mußten den Dienst mit verbundener Hand tun. Da kam eines Tages während des

Dienstes im Exerzierchuppen Leutnant Braun, der uns als Rekruten ausgebildet hatte, auf uns beide zu, betrachtete aufmerksam unsere verbundenen Hände und fragte: „Was ist denn mit Euch beiden los? Weshalb greift Ihr so schlecht? Und was habt Ihr übrigens beide an der Hand gemacht?“ „Gesehnitten, Herr Leutnant“ log ich. „Gestochen, Herr Leutnant“ log der andere. Mißtrauisch sah uns Leutnant Braun eine Weile durchdringend an. „Hm, hm“, machte er endlich, „Also gesehnitten und gestochen habt Ihr Euch?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, fragte er mich: „Sagen Sie mal, D., sind Sie linkshändig?“ „Nein, Herr Leutnant“, war meine Antwort. „Wissen Sie auch, daß man einen Vorgesetzten nicht belügen darf?“ „Jawohl, Herr Leutnant, das weiß ich,“ entgegnete ich blutrot im Gesicht werdend. Da drehte sich Leutnant Braun verächtlich um und schritt davon. Seit dieser Zeit war er mein Freund nicht mehr.“

Eine andere Geschichte ist nicht minder lehrreich. Ein junger Christ befand sich als Rekrut auf dem Wege nach Straßburg i. Elß., wo er bei den gelben Ulanen dienen sollte. (Das Ulanenregiment Nr. 15 stand früher dort in Garnison.) Unterwegs fragte ihn einer der anderen Rekruten nach seinem Beruf. Als dieser hörte, daß er Schäfer sei, sagte er: „Das darfst Du nicht sagen, sonst wird es bei jeder Kleinigkeit heißen: Der dumme Schäfer, gerade so un-

beholfen, wie seine Schafe.“ Das merkte sich der Rekrut und als er in Reih und Glied stand und der Wachtmeister ihn fragte: „Was sind Sie denn?“ da konnte er nicht recht antworten. Erst auf die zweite Frage: „Nun, was ist Er denn?“ antwortete er: „Schäfer“. Nun war es heraus, das ominöse Wort, vor dem ihm so bange war. Wie fühlte er sich jetzt so erleichtert. Nach einer Weile kommt der Wachtmeister zurück und fragt nochmals: „Schäfer sind Sie?“ „Jawohl, Herr Wachtmeister!“ Daraufhin erwiderte der Vorgesetzte: „Melden Sie sich nachher bei der 4. Schwadron, ich möchte Sie gerne haben!“ Aber warum hat denn der Wachtmeister ein solches Interesse an unserem dummen Schäfer? Es sollte lange dauern, bis er darüber Aufschluß erhielt. Im Dienste ging es gut, und er merkte manchmal, daß er andern gegenüber einen Vorzug genießen durfte. Warum? Das wußte er nicht. Es dauerte nicht lange, da wurde er Schwadronschreiber, bald darauf Gefreiter. Er genoß das Wohlwollen seiner Vorgesetzten; die einstige Prophezeiung seines Kameraden erfüllte sich nicht. — Eines Tages, kurz vor seinem Abgang, stieg ein Gewitter auf. Verschiedene Unteroffiziere und die Frau Wachtmeisterin waren auf dem Bureau und redeten über das Wetter. Als Schäfer konnte unser Gefreiter mit ziemlicher Sicherheit den Verlauf des Wetters angeben. Plötzlich sagte die Wachtmeisterin: „Den Verlauf

eines Gewitters kann auch mein Mann genau angeben; er weiß das noch aus seinem früheren Beruf.“ „Was war denn der Herr Wachtmeister früher?“ „Mein Mann war Schäfer.“ Nun war auf einmal das Rätsel gelöst. Da ging unser Schäfer in die Stille, um seinem treuen Gott zu danken, der ihn damals vor der Lüge bewahrt und dadurch seine Soldatenjahre so freundlich gestaltet hatte.

Sei und bleibe ehrlich — eine Mahnung, die nicht so unnötig ist, als sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Man kann beim Militär in verzweifelte Lagen hineinkommen, wo die Versuchung übermächtig wird, sich an anderem Gut zu vergreifen. Ein Beispiel möge das lehren. Kamerad H. ist abkommandiert. Er hat seinen Koffer gepackt, aber noch fehlen ihm die Papiere. Da ruft ihn der Wachtmeister. Er geht — kehrt nach 10 Minuten wieder, ergreift schnell seinen Koffer — nichts Böses ahnend. An seinem Bestimmungsort angelangt, packt er aus und es fehlt, o Schreck! die dritte oder beste Tuchhose. Es war kein Zweifel, sie war ihm während seiner Abwesenheit aus dem Koffer gestohlen worden. Alle Nachforschungen, die sofort angestellt wurden, sind erfolglos. Was ist zu tun? Wohl flüstert ihm der Versucher ins Ohr: „Nimm Dir wieder eine!“ Die Gelegenheit ist äußerst günstig. Warum sollte ich auch das, was mir genommen wurde, nicht jedem anderen

wieder nehmen dürfen? Aber er widersteht und wendet sich mit Gebet und Flehen an seinen Gott. Bald findet er einen Weg. Er kauft eine Hose, begibt sich zum Quartiermeister, erzählte ihm den Vorgang und bittet um die Stempelung. Gott lenkt das Herz dieses Vorgesetzten und — unserem Freund ist geholfen.

### Sonn- und Feiertage.

Weitaus das größte Feld der Versuchungen und Verführungen ist für unsere Soldaten die freie Zeit, die sie haben an Sonn- und Feiertagen. War der Dienst an den gewöhnlichen Wochentagen recht stramm, dann hat man gerade das Bedürfnis, sich in der freien Zeit zu entschädigen. Da will man dann einmal ganz seiner Bequemlichkeit, seinen Neigungen leben. Viele wollen sich nun gründlich austoben. Die Natur, meinen sie, verlangt ihr Recht. Ach, da ist das Herz nur zu offen für die schlimmsten Einflüsse und Einflüsterungen. Man kann es kaum abwarten, bis der Morgen vorüber ist, den man am liebsten in der Kaserne mit Nichtstun oder allerlei Mollotria („Dummheiten“) — zubringt. Man empfindet es als lästigen Zwang, wenn man zur Kirche abkommandiert wird. Unlustig geht man mit. Widerwillig hört man der Predigt zu. Die Gedanken weilen ganz wo anders. Man hat keinen Segen, keinen innern Gewinn.

Innerlich leer, wie man zur Kirche gegangen, kommt man zurück. Auf den Nachmittag freut man sich, wo man ausgehen darf. Aber wie bringt man diese Zeit zu? Man geht vielleicht einige Stunden spazieren, sieht sich dies und jenes an; aber dann gehts ins Wirtshaus. Ein Glas um das andere wird geleert. Die alten gebienten Soldaten reden zu, wenn man sich eines Besseren besinnen will. „Sei doch kein altes Weib“ heißt es da. „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann.“ Und dem werden die Sinne benebelt. Die Urteils- kraft wird getrübt, die freie Willensbestimmung geschwächt. Es kommt oft das Schrecklichste. Gewissenlose Kameraden nehmen den feiner Sinne nicht ganz Mächtigen mit in öffentliche Häuser, da verliert er seine Reinheit. Und dann geht es mit Riesenschritten abwärts auf abschüssiger Bahn. „Fliehe die Lüfte der Jugend!“ 2. Tim. 2, 22.

Auch ein ernst gesinnter, entschiedener christlicher junger Mann kann in solche Gefahren kommen. In der allerersten Zeit seines Militärlebens wurde in B. Grenadier J. mit in ein Lokal gelockt. Man führte ihn in ein separates Zimmer, bestellte Bier und eine regelrechte Zecherei begann. Nicht lange dauerte es, so öffnet sich eine andere Tür und eine Anzahl „Damen“, die neben ihrem Kellnerinnenberuf ein viel einträglicheres Geschäft betreiben, kommen

hereingeschwebt. Auch auf J. kommt eine zu — als wenn es ausgemacht wäre — setzt sich auf sein Knie, legt ihren Arm um seinen Hals und versucht, ihm einen Kuß zu geben. Da packt unsern Freund aber ein heiliger Zorn. Mit der verkehrten Hand schlägt er der frechen Dirne ins Gesicht, stürzt auf sein Koppel zu, ergreift seine Mütze und stürmt hinaus. Wie froh war er, als er draußen stand! Von Herzen dankte er Gott. War er doch einer großen Gefahr entronnen.

Wer denkt da nicht an eine gewisse Begebenheit im Leben des Patriarchen Joseph! Das Weib des Potiphar, dessen Haushofmeister er war, hatte in böser Lust ihre Augen auf den schönen Mann geworfen und suchte ihn zum Ehebruch zu verführen. Die Lage des Josef war furchtbar und die Versuchung, menschlich geredet, übergroß. Auf der einen Seite stand Fleisch und Blut, die bei ihm so gut ihr Recht forderten wie bei andern Menschen. Auch die weltliche Klugheit sprach dafür, dem Weibe zu willfahren, das wohl sicher die Macht hatte, seine Stellung leicht angenehmer zu gestalten.

Auf der anderen Seite stand die Rücksicht auf seinen irdischen Herrn, der ihm unbegrenztes Vertrauen geschenkt und auf Gott, der seinen ganzen Weg so wunderbar geleitet.

Und das letztere war für ihn das entscheidende. Gott, der ihn in diese Versuchung hat kommen

lassen, hat ihm auch die Kraft gegeben, daß er ihr widerstehen und siegend ausrufen konnte: „Wie sollte ich denn ein solch großes Uebel tun und wider Gott sündigen?“ (1. Mos. 39,9.) Als auch das nichts fruchtete, als das lüsterne Weib ihn fortgesetzt mit ihren unsittlichen Anträgen verfolgte und schließlich krampfhaft festhaltend zur Sünde verlocken wollte, da wußte er kein anderes Mittel, ihr zu entgehen, als die Flucht von dem Orte der Versuchung.

Dieses leuchtende, geradezu ideale Beispiel des Josef zeigt Euch den Weg zum rechten Verhalten im Kampfe gegen jede Art von Sünde, insbesondere der geschlechtlichen.

Und mit noch einem andern Beispiel aus dem Leben eines großen Mannes wollen wir Euch bekannt machen. Der Große Kurfürst von Brandenburg, einer der gewaltigsten aller Hohenzollern, kam als Jüngling an den Hof des Prinzen von Oranien. Von seinem dortigen Aufenthalt berichtet uns G. von Rosel in seiner Geschichte des jungen preussischen Reiches und Volkes Bd. I S. 185 Leipzig 1869: „Es konnte nicht fehlen, daß der junge Prinz, welcher neben seinem ernstern Streben, sich nach allen Richtungen hin auszubilden, heiteren Lebensgenüssen durchaus nicht abhold war, bald von jungen vornehmen Edelleuten umgeben war, welche, selbst sittenlos, auch den Prinzen auf die Bahn des

Lasters zu ziehen bemüht waren. Der Prinz machte auch heitere Feste und Zechgelage seiner Genossen mit, obgleich er selbst im Trinken äußerst mäßig war; als aber eines Abends die jungen Herren vom Wein berauscht, ihn zu Genüssen aufzureizen suchten, welche die Unschuld seines Herzens gefährdeten, da verließ Friedrich Wilhelm ungeachtet aller Vorstellungen entrüstet den Saal mit den Worten: „Ich weiß, was ich meinen Eltern, meinem Lande und mir selbst schuldig bin.“

Schon Tags darauf verließ der Prinz in edlem Unwillen, sein Erzieher Leuchtmar in stolzer Freude über seinen Zögling, den Haag und begab sich nach Breda in das Lager des Prinzen von Oranien, welcher diese Stadt belagerte. Er zog die Gefahren und Entbehrungen des Krieges den Versuchungen der üppigen Hauptstadt vor.

Der als Feldherr und Staatsmann gleich große Prinz von Oranien wurde von Bewunderung über die edle Selbstüberwindung des Prinzen so ergriffen, daß er ihn gerührt auf die Schulter klopfte und ihm die Worte sagte: „Mein Prinz, Eure Flucht beweist mehr Heldenmut, als wenn ich Breda eroberte. Wer schon so früh sich selbst zu überwinden weiß, dem wird auch das Größte gelingen.“ Prophetische Worte, die an dem einstigen Kurfürsten in wahrhaft glänzender Weise in Erfüllung gehen sollten.

Darum nochmals die Mahnung: „Fliehet die Sünde der Jugend.“ Im aufrichtigen Wandel mit Gott lagen die Wurzeln von Josefs und des Großen Kurfürsten Kraft zum Kampfe wider die Sünde. Im Vertrauen auf den Herrn und sein Wort werdet auch Ihr in Stunden der Versuchung die Kraft finden zum Kämpfen und Ueberwinden.

Es ist ferner schon vorgekommen, daß fromme Soldaten sich genötigt sahen, Kameraden, welche die Absicht hatten, unzüchtige Handlungen an ihnen vorzunehmen, mit dem Seitengewehr sich vom Leib zu halten. Das sind dunkle Schatten des Militärlebens, die Trunksucht und Unzucht, deren ernste Gefahr wir noch weiter an ergreifenden Beispielen schildern könnten. Doch lassen wir das und achten wir vielmehr darauf, wie ein Jüngling ihnen am besten entgehen kann. Wenn er sich hält an Gottes Wort — sagt die Schrift.

Darum gilt es vor allem, den Gottesdienst am Sonntag nicht versäumen. Wenn man auch nicht zum Kirchgang kommandiert ist — was in der Regel alle 4 Wochen geschieht — so sollte es doch jedem ein Herzensbedürfnis sein, die Predigt des göttlichen Wortes am Sonntag anzuhören. Niemand darf ihn daran hindern. Im „Armee-Berordnungsblatt“ von 1896 ist auf Seite 23 folgende Allerhöchste Kabinettsordre bekannt gemacht:

Kirchenbesuch an Sonn- u. Feiertagen.  
Um meinem Heere erneut erkennen zu geben, wie sehr mir die Erhaltung und Förderung des religiösen Sinnes am Herzen liegt, erkläre ich hiermit ausdrücklich, daß die Bestimmung in § 28 Abs. 3 der Garnisondienstvorschrift vom 13. Sept. 1888, nach welcher unter gewöhnlichen Verhältnissen kein Soldat an Sonn- und Feiertagen am Kirchenbesuch behindert werden soll, sich auch auf den freiwilligen Kirchenbesuch erstreckt. Sie haben Meine Willensmeinung, in der Ich mich mit der in Meinem Heere lebenden Glaubensfreudigkeit eins weiß, denselben bekannt zu geben und das Weitere zu veranlassen.

Berlin, den 23. Januar 1896.

gez. Wilhelm.

gez. Bronsart von Schellendorf.

Lasse sich doch niemand den Kirchenbesuch vereiteln durch allerlei Bemerkungen der Kameraden, wie: sei doch kein Betbruder, Mucker zc.

Wer den Nachmittag und Abend an Sonn- und Feiertagen in gewinn- und segensbringender Weise für Leib, Seele und Geist verleben will, der folge unseren Anregungen, die wir mit aufrichtig teilnehmenden Herzen geben. Vor allem suche er, wenn es irgend möglich ist, geeigneten Anschluß an eine Familie. Wir wollen es uns angelegen sein lassen, den Weg dazu zu bahnen. In jedem Rundschreiben, das unseren jungen Soldaten beim Eintritt zum Militär zugesandt wird, stehen die Adressen der Familien verzeichnet, von welchen wir in Erfahrung brachten, daß sie gern bereit sind, Soldaten aufzunehmen. Nie-

mand lasse sich durch eine verkehrte Scheu oder falsche übertriebene Rücksichten abhalten. Und wenn er sich auch nicht gleich so wohl fühlen sollte, wie daheim, wenn ihm auch dies und jenes fremd vorkommen mag und nicht gefallen wird, er lasse sich dadurch nicht abschrecken, den Besuch zu wiederholen. Schließlich findet er sich doch zurecht und er wird dankbaren Herzens sich später der Zeit erinnern, die er in solchen Familien zugebracht. Es liegt eine verborgene Kraft im gesunden Sinn und Leben einer christlichen Familie, die schützend und bewahrend, erfrischend und erquickend, belebend und stärkend wirkt.

### Soldatenheime.

Wo aber die Möglichkeit eines Familienanschlusses nicht vorliegt, da gehe man doch in ein Soldatenheim. Auch davon geben wir im gen. Rundschreiben die genauen Adressen an. Das ist eine schöne und hocherfreuliche Einrichtung. Es ist ein glücklicher Gedanke, solche Soldatenheime in allen größeren Garnisonen zu errichten. Man wird Dir den Besuch derselben zu verleiden suchen, aber laß Dich das nicht anfechten. „Komm und siehe“. In großen Garnisonen und Truppenübungsplätzen findest Du ein hohes schönes Haus, über dessen Einrichtung Du Dich wundern und freuen wirst. Zuerst treten wir in das Lesezimmer. Da finden wir gute Zeitungen und

Bücher und Stunden lang kann man sich da hinein vertiefen in ihren Inhalt und so in nützlichster Weise anregend und belehrend den Sonntag Nachmittag zubringen. Nebenan ist das Schreibzimmer. Papier, Feder und Tinte stehen zur unentgeltlichen freien Verfügung. Lautlos lassen einige Vaterlandsverteidiger die Federn übers Papier gleiten, um die rückständigen Briefe zu erledigen. Angenehm empfinden sie dabei die Ruhe, die das Brieffschreiben so sehr erleichtert. Im Spielzimmer vergnügen sich andere Soldaten bei Domino, Schach und Dame. Feldwebel, Unteroffiziere, Gefreite und Gemeine sitzen zusammen in trautem Verein und unterhalten sich angelegentlich über die sie interessierenden Dinge. Im Garten tummelt man sich bei fröhlichem Spiel. Wer musikkundig ist, begibt sich ins Musikzimmer. Da kann er sich dem Harmoniumspiel widmen. Vielleicht ist auch ein Piano vorhanden oder eine Zither. Zur bestimmten Stunde des Nachmittags ertönt die Glocke. Es ist das Zeichen, daß ein Vortrag stattfindet über irgend ein Gebiet des Wissens. Nach dem gemeinsamen Abendessen — für 20 Pfg. Wurst, Butterbrot und Tee — wird eine religiöse Versammlung abgehalten. Niemand ist gezwungen, daran teilzunehmen, jedermann ist herzlich dazu eingeladen. So vergeht der Nachmittag und Abend in der anregendsten Weise.

\* \* \*

Liebe Brüder im Soldatenrock! Groß sind die Gefahren des Militärstandes. Man kann an Leib und Seele unerfeglichen Schaden nehmen. Man kann das Beste verlieren, was man hat, ein reines und frommes Herz. Wohl dem, der sich davor bewahrt! Das sollte eines jeden ernst gesinnten jungen Mannes heiligstes Anliegen und energischstes Streben sein. Leite Dich als ein guter Streiter Jesu Christi 2. Tim. 2,3. Und halte, was Du hast, daß niemand Deine Krone nehme. Offenb. 3,11.

Chr. N.



## Erinnerungen eines Kriegsfreiwilligen.

### 1. Mobilgemacht.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel lief im Juli 1870 die Botschaft durch das deutsche Land: Der Krieg ist erklärt! Napoleon will den Krieg! Wie die Ameisen wild durcheinander wimmeln, wenn man ihren Bau stört, so gab es ein rastloses, buntes Treiben allüberall im deutschen Lande. Die Unruhe ergriff auch selbstverständlich das junge Volk im Süden wie im Norden. Wer nur tauglich war, drängte sich förmlich herzu, um mitingereicht zu werden in die Scharen, die an die Grenzen hinauszogen, um das Vaterland vor den Horden der französischen Turkos und Zuaven zu schützen, von deren Tapferkeit, aber auch grausamer Wildheit unsere Zeitungen bis dahin nicht genug zu sagen wußten. War es zu verwundern, daß ein junger Student von 18 Jahren, der mit seinen Freunden froh und von Herzen die Liebe zum Vaterlande in seinen Liedern gefeiert hatte, auch nichts anderes in sich empfand, als das brennende Verlangen, mit den übrigen Alterskameraden sein Bestes,

und wenn es sein sollte, sein Leben fürs Vaterland einzusetzen?

Allerdings waren die Verhältnisse für einen jungen Mennoniten anders als für die übrige deutsche Jugend. Kaum war das neue Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht gültig geworden und die Kabinettsordre von 1868, welche des alten Kaisers Güte zur Schonung unserer Gewissensbedenken zu unseren Gunsten verfügt hatte, war in ihrer Tragweite noch gar nicht recht erprobt worden. Wo soll nun ein junger Mennonit, der freiwillig, ehe das dienstpflichtige Alter gekommen war, mitgehen wollte, sich melden und wo eintreten? Würden unsere Gemeindevorstände das erlauben? Das ging mir auch ernsthaft durch den Sinn. Mit stiller Sehnsucht sah ich alle Universitätsgenossen schon am Sonnabend den 16. Juli heimfahren, um Abschied von ihren Lieben zu nehmen und sich dann dem Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Meinem Vater hatte ich meine Herzenswünsche brieflich offen vorgestellt und ihn um die Erlaubnis gebeten, auch mitziehen zu dürfen; es brauche ja das Vaterland nicht nur bewaffnete Arme zu seiner Verteidigung. Ich könne ja doch auch bei der Krankenträger-Kolonie dem Vaterlande Dienste leisten, ohne die Wehrlosigkeit aufzugeben. Und es wäre doch nicht seltsame Angst für das eigene Leben gewesen, was unsere Väter zu ihrem Grundsatz der Wehrlosigkeit getrieben. So werde

er doch gewiß kein Bedenken tragen, auch seines Sohnes Leben in solcher Notlage dem Vaterlande zu weihen, — und sollte der Herr über ihn verfügen, so habe er ja doch noch einen Sohn, der 10 Jahre älter und deshalb von der Militärpflicht ganz befreit war.

Wie allgemein die akademische Jugend schon am 16. Juli ihren Abzug aus der Universität vollzogen hatte, mag daraus ersehen werden, daß ich um 10 Uhr vormittags, nachdem ich meine Freunde an die Bahn begleitet hatte, in einer Vorlesung, die sonst von zehn Studenten besucht wurde, der einzig übriggebliebene war, dem natürlich der Professor sofort den Schluß seiner Vorlesungen für dieses Sommer-Semester ankündigte. Am Montag traf des Vaters Erlaubnis ein und am Abend desselben Tages war ich daheim und meldete mich bereits am Dienstag als Kriegsfreiwilliger bei der Ersatzbehörde. Hier aber traf ich ungeahnte Schwierigkeiten, insofern bei dem allgemeinen Trubel die Ersatzbehörde nur einfach alles, was sich meldete, an das bei uns liegende Infanterie-Regiment verwies. Am Mittwoch mußten wir uns auf dem Kasernenhof messen und untersuchen lassen und wurden dann ohne weiteres dem Ersatzbataillon zugewiesen.

Das war nicht meine Absicht. Ich wollte bei der Sanitäts-Abteilung als Mennonit eintreten, wurde aber vom Oberst, den auch die allgemeine Unruhe der Mobilmachung ergriffen

hatte, kurzerhand mit dem Bemerken abgewiesen: „Ach, das ist ja alles jetzt aufgehoben. Sie werden heute Nachmittag zum Exerzieren antreten.“ Erst durch die persönliche Vermittlung meines Vaters wurde ich aus dem Ersatzbataillon wieder entlassen und angewiesen, mich in Rendsburg bei dem Sanitäts-Detachement zu melden. Hier wurde mir die Nachricht, daß man keine Freiwilligen in die Krankenträger-Abteilung aufnehmen würde und bot mir an, in das Trainbataillon einzutreten. Doch das war nicht nach meinem Sinn; meine Gedanken standen nur auf die Pflege der Verwundeten, womöglich in der Schlachtlinie selbst.

So trat ich denn wieder ins Elternhaus zurück und hoffte im Stillen, daß sich doch noch irgend eine Möglichkeit zeigen würde, auch in die Reihen der ausziehenden jungen Mannschaften einzutreten, ohne doch das väterliche Gesetz durchbrechen zu müssen. Nach acht Tagen bildete sich in Hamburg ein freiwilliges Sanitätskorps und Freunde machten mich darauf aufmerksam. Wer war froher als ich, als ich tauglich befunden und gleich eingereicht wurde! Mit welchem Eifer wurden die nötigen Vorübungen betrieben, um Verbände kunstgerecht anzulegen, das vorschrittmäßige Tragen der Bahren u. s. w. Alle Stände waren in meiner Abteilung vertreten. Gymnasiallehrer, Advokaten, Kaufleute, Handwerker ließen ihren Beruf im Stich und widmeten

sich der Ausbildung zu ihrem ersten Beruf als Krankenträger und Krankenpfleger. Ein mecklenburgischer Militärarzt, dessen Regiment gerade durch Hamburg zog und vorläufig zur Deckung der Küste bestimmt war, nahm sich unserer Ausbildung besonders eifrig an.

Am 15. August, als schon die Schlachten bei Weißenburg und Wörth geschlagen waren, kam die telegraphische Ordre, unsere beiden Sanitäts-Abteilungen von je 30 Mann nach dem Kriegsschauplatz abzuschicken. Mit welchem Jubel hörten wir diese Botschaft! Die Zeit war uns schon wirklich lang geworden. Wir beneideten alle, die schon uns vorangegangen waren, fürchteten auch im Stillen, nur noch in Lazaretten weit hinten im Rücken der kämpfenden Reihen untergesteckt zu werden.

Unsere Ausrüstung war sehr einfach: Eine graue Uniform mit roten Aufschlägen, hohe Stiefel, ein Beil oder eine Säge anstatt des Seitengewehres und ein Regenmantel, dazu ein leichter Segeltuchornister, um unsere notwendigsten Bedürfnisse aufzunehmen. Jede Abteilung hatte einen Gerätewagen, worin unsere Bahren und Kisten mit Verbandszug aufbewahrt waren, auch ein Wasserwagen begleitete uns.

Bei Bingerbrück kamen die ersten Verwundeten von Saarbrücken an uns vorüber; aber nur Wenigen von der ersten Abteilung bot sich Gelegenheit, hilfreiche Hand zu leisten. Als wir Worms bei freundlichem Mondschein in der Nacht

passierten, brachten uns einige Herren die Botschaft von dem gewaltigen Siege bei Gravelotte. Nun gab es kein Halten mehr. Am nächsten Tage fuhren wir an dem zerschossenen Saarbrücken vorüber in Forbach ein. Hier kamen uns die ersten Opfer des gewaltigen dreitägigen Ringens auf französischem Boden in langen Zügen entgegen. Unverbunden, ungereinigt, nur auf etwas Stroh gebettet waren die Verwundeten in die Eisenbahnwagen direkt vom Schlachtfelde eingeladen worden. Man kann sich denken, welche Luft in diesen Güterwagen sich entwickelte, auf welche die heiße Augustsonne sengend herabschien. Raum waren wir aus unseren Wagen ausgestiegen, so erscholl das Kommando: Antreten zum Verbinden des nächsten Verwundetenzuges! Und schon rollte der Zug von etlichen 30 Wagen in den Bahnhof. Unsere beiden Abteilungen, welche gut 60 Mann zählten, wurden so verteilt, daß je 2 Mann in der vorgeschriebenen Zeit von 20 Minuten die schlimmsten Verwundeten verbinden sollten, den übrigen hatten wir einige Erfrischungen in den Wagen zu bringen. Mit einem noch jüngeren Freunde trat ich an den mir zugewiesenen Güterwagen heran. Aber die verpestete Luft, welche aus der zurückgeschobenen Wagentür herausquoll benahm mir im ersten Augenblick vollständig den Atem. Nur der Gedanke — ich habe nur 20 Minuten Zeit und dann muß alles fertig sein — half mir die An-

wandlung von Ohnmacht überwinden, welche mich bei dem Anblick der armen Verwundeten, die in ihrem Blut und Schmutz dalagen, zu befallen drohte. Es waren fast alles Angehörige der Garde, besonders vom Regiment Elisabeth, die während des Verbindens erzählten, wie man sie auf dem Felde aufgelesen, auf Bauernwagen an die Station gefahren und in die Wagen gepackt hätte, ohne auch nur einmal nach ihren Wunden zu sehen. Und es waren schreckliche Wunden dabei. Von Mitrailleuskugeln mehrfach durchlöchert waren die meisten zu Boden gesunken und ihr Blut, mit Erde vermischt, hatte dicke Krusten gebildet. Wie tat es uns innerlich wohl, den Vermissten wenigstens durch Waschen und durch Anlegung eines Notverbandes, den wir zu unserer eigenen Ueberraschung ganz gut angelegt haben, ihre Schmerzen einigermaßen lindern zu können. Besonders ist mir noch in der Erinnerung ein kräftiger junger Mann vom Regiment Elisabeth, dem mehrere Kugeln den Kopf und Hals getroffen hatten, und der dadurch außerstande war, irgend etwas von den gebotenen Labungen herunterzuschlucken. Selbst eine langhalsige Säuglingsflasche ermöglichte uns nicht, über die zerschossene Zungenwurzel hinweg etwas frisches Wasser einzusüßen. Mit herzlichem Bedauern mußten wir diesen nach unserer Ansicht einem baldigen qualvollen Tode entgegengehenden jungen Mann wieder auf sein Lager betten.

Fürwahr, die Schrecken des Krieges traten in grauenhafter Gestalt gleich bei dem ersten Schritt in Feindesland uns entgegen. Und wir verstanden, daß der Krieg ein blutiges Handwerk ist und viel Jammer und Elend in seinem Gefolge hat. Aber um so dankbarer legten wir uns an jenem Abend in unserem Güterwagen zur Ruhe nieder, glücklich, daß es uns vergönnt war, mit lindernder Hand den bedauernswerten Opfern des Krieges eine so dankbar aufgenommene Hilfe zu leisten. Unser Wunsch war erfüllt; noch waren kaum 4 Wochen seit der Kriegserklärung verstrichen und wir hatten das große Vorrecht, vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit eingetreten zu dürfen und uns sagen zu können, daß auch unsere Art, dem Vaterlande zu dienen, eine sehr notwendige und segensreiche war.

## 2. Im Feuer.

Es kann nicht die Absicht sein, auf diesem kurzen Raum der Reihenfolge nach meine Kriegserlebnisse Euch jungen Leuten vorzuführen. Dazu müßte schon ein ganzes Büchlein geschrieben werden. Ich beschränke mich darauf, Euch mitzuteilen, wie wir nun endlich am Ziel unserer Wünsche angelangt in der vordersten Reihe der Kämpfenden uns der Verwundeten angenommen haben und mit welchen Eindrücken der Neuling einer Schlacht entgegengeht.

Schon bei der Belagerung von Paris hatte unsere erste Abteilung wohl Gelegenheit, sich nützlich zu machen. Sie war der 11. Division zugeteilt worden und hatte ihr Quartier in einem Landhause zu Thiais, etwa eine Viertelstunde von dem Orte Choisy le Roi, westlich der Seine. Hier erreichte ich, nachdem ich von der Ruhr gewesen war, die ich bei Sedan bekommen hatte, meine Krankenträger wieder und hatte zunächst mit ihnen die Aufgabe zu lösen, die Verwundeten und Kranken von den Vorposten in ein Lazarett zu transportieren, welches in Brunoy in einem prachtvollen Landhaus errichtet war. Neben den Verwundeten hatten wir eine bedeutende Anzahl von Typhuskranken hier untergebracht. Täglich kamen Wagenzüge von Kranken und Verwundeten an, von denen wir wiederum täglich alle Transportfähige weiter zu befördern hatten. Von hier rief uns am Ausgang des November ein neuer Befehl nach dem Süden zu. Prinz Friedrich Karl rückte zur Wiedereroberung von Orleans mit seinen Heerscharen von Metz heran und wir erreichten sein Heer bei Pithiviers. Am andern Tage trafen wir in Artenay ein, wo die Schlacht mächtig hin und her wogte. Mit den aufstrebenden Geschützen vom 9. Armeekorps kamen wir auf den Kampfplatz. Um uns her schlugen die Granaten ein, zum Teil in unmittelbarer Nähe, daß uns die Sprengstücke mit der aufgewühlten Erde um die Ohren flogen, aber Gottlob

ohne auch nur einen einzigen von uns ernstlich zu verletzen. Gerade hinter Artenay waren das 11. und das 85. Regiment vorgebrochen und hatten schwere Verluste erlitten. Soweit man auf der flachen Ebene blicken konnte, lagen in den weißen Schnee gebettet deutlich erkennbar, in langen Reihen, förmlich noch im Tode in Reih' und Glied, unsere Landeskinder, fast alle durch Kopfschüsse tödtlich getroffen und nur hie und da lagen einige Gruppen von verwundeten Deutschen und Franzosen noch lebend unter ihnen, die durch Granatschüsse getroffen worden waren. Diese riefen und machten sich bemerklich, und wir hatten alle Mühe, um nur einen nach dem andern an den Verbandsplatz unfern einer brennenden Mühle zu tragen. Es ist ein eigentümliches Gefühl, in solchem Granatenregen ruhig und sorgsam die Verwundeten aufzulesen und fortzutragen. Das Kanonengeheul hatten wir glücklich schon vor Paris überwunden und duckten uns nicht mehr mit höflicher Verbeugung vor jeder Granate, die uns etwas näher kam, aber mehrere Male sind wir nur wie durch ein Wunder von Gottes gnädiger Hand bewahrt worden, als wir in der Nähe einer Batterie mit unseren Verwundeten direkt zwischen die platzenden Granaten getreten, sodas selbst die Schwerverwundeten auf ihren Bahren vor Aufregung in die Höhe fuhren und jeden Augenblick glaubten, getroffen zu werden. Je weiter wir beim Absuchen des Schlachtfeldes

vorwärts drangen, um so größer wurde die Entfernung vom Verbandsplatz. Wir mußten uns daher entschließen, von einem französischen Gehöft mitten auf dem Felde die Pferde zu nehmen, in Karren zu spannen und auf diese Karren so viele Verwundete wie möglich zu sammeln. Das war ein Tag! Und noch viel ergreifender war der Abend. Ringsum leuchteten die Feuer auf und umgaben uns überall mit einem Kreis von Flammen, der uns schließlich ganz verwirrte, sodas wir die Richtung verloren und auseinander kamen. Als letzter der Kolonne war ich mit meinem Wagen ihnen nachgezogen und suchte zwischen den auf allen Chaussees und Landstraßen hin und her marschierenden Massen, wo meine Kameraden geblieben waren, aber sie mußten zwischen den unabsehbaren Heeresmassen, die sich auch in der Nacht ohne Aufhören hinter einander herdrängten und durcheinander schoben, wie von der Erde verschwunden sein. Mit Mühe gelang es mir endlich, mein schließlich auch ermattetes Pferd und meinen Karren in die Nähe eines Wachtfeuers zu bringen und beschloß, hier zu warten, bis es Tag würde. kaum graute der Morgen, so ließ ich mein Pferd und meinen Wagen der Kolonne, welche an jenem Feuer gelagert hatte, bei dem ich die Nacht geblieben war und suchte nach einer Kolonne der freiwilligen Krankenträger. Es war die freiwillige Sanitätskolonne der dritten Armee, geführt von einem

Rittmeister v. B. und einem Grafen v. S., bei welcher ich die beiden folgenden Tagen wenigstens Anschluß fand und das Quartier teilte, wenn auch für leibliche Verpflegung keinerlei Vorsorge getroffen war, wie ja ganz natürlich, und woran auch in jenen aufgeregten Stunden kein Mensch dachte. Etwas loser Schnee, mit der Hand flüchtig zum Munde geführt, war in diesen drei Tagen meine einzige Labung, und noch heute empfinde ich lebhaft den Hochgenuß, den mir am Ende des dritten Tages ein Schiff-zwieback bereitete, der aus der Hand eines gefallenen Franzosen genommen und von seinem Blut getränkt war.

Ich übergehe die angestrengte Tätigkeit der nächsten 8 Tage. Da galt es, das ganze Schlachtfeld abzusuchen, in der eroberten Stadt Orleans Notlazarette einzurichten und die Verwundeten dort unterzubringen, um sie wenigstens von der Straße unter Dach und Fach zu bringen, und sie vor der Winterkälte zu schützen, die gerade in den ersten Dezembertagen kräftig eingesezt hatte. Ich widerstehe der Versuchung, die lustige Episode zu schildern, wie ich dem letzten Turko, welchen ich in Frankreich getroffen, das Beißen abgewöhnt und den graustigen Eindruck zu schildern, welchen die Spuren des erbitterten Nachtkampfes in der Vorstadt von Orleans hervorriefen.

Kaum war Orleans erobert, so ging es schon wieder nach Westen, dem General Chancy ent-

gegen, der mit neuen Heeresmassen von der Bretagne her dem siegreichen Heere in die Flanken fallen sollte und seine Anriffe besonders gegen das 13. Armeekorps unter Führung des Großherzogs von Mecklenburg richtete. Zu dieser Abteilung gehörte das Hamburgaer Regiment und hier fanden wir Verwendung, anstelle der Krankenpfleger des 2. Bataillons, welche bei einem Vorstoß der Franzosen unweit Beaugency in Feindeshand geraten waren.

Von diesem Tage ab waren wir in der vordersten Schlachtlinie tätig. Wenn ich sage: wir, so meine ich den kleinen Rest von 8 Krankenträgern und 2 Fahrern, welche von den ausgerückten 68 Mann noch übrig geblieben waren. Die erste Hälfte war mit General von der Tann in Orleans eingezogen, dann aber, als Orleans von ihm geräumt wurde, nach Hamburg zurückgekehrt. Ein anderer Teil war bei dem schnellen Aufbruch von Chiais vor Paris in dem Lazarett zu Brunoy zurückgelassen worden und fand sich erst gegen Weihnachten wieder bei uns ein. Noch andere waren den Strapazen des Feldzuges erlegen, Typhus und Ruhr hatten unsere Reihen gewaltig gelichtet, sodaß im Dezember nicht mehr als die vorhin genannten 8 Krankenträger noch beisammen waren. Unsere Wagen führten wir freilich noch bei uns, aber sie haben auch bei den Märschen daran glauben müssen und wurden nachher gegen zweiräderige französische Karren vertauscht.

Am 14. Dezember hatten wir besonders Gelegenheit, mit dem Nahkampf vertraut zu werden, als das 76. Regiment das Städtchen Fréteval in blutigem Ringen, das bis in die dunkle Nacht fortgesetzt wurde und auch unserer Abteilung einen braven Kameraden kostete, entriß. Ohne Ahnung, was der kommende Tag bringen sollte, waren wir am Morgen aufgebrochen und fuhren hinter unserem Bataillon her, als plötzlich weiße Wölkchen am Himmel aufzogen und über uns mit schwirrendem Getöse sich entluden. Es waren Schrapnells, mit welchen die Franzosen an jenen Tagen feuerten, (sei es, weil ihre Granatenmunition verschossen war, oder sei es, daß die Granaten in dem grundlos aufgeweichten Boden zum größten Teil ohne zu plagen einschlugen, da die vorne angebrachten Zünder im weichen Schlamm erloschen). Mit dem Regimentstross hielten unsere Wagen auf einer kleinen Hochebene, von der es hinab zum Städtchen Fréteval ging. Unmittelbar vor uns hielt General v. Treskow mit seinem Stabe und ließ uns durch einen Adjutanten bitten, an ihm vorüber in die vorderste Schlachtreihe einzurücken. An dem Abhang der Ebene stand ein kleines Gehöft; bis hither trugen die Krankenträger des an der Spitze kämpfenden ersten Bataillons ihre Verwundeten und wir nahmen sie ihnen ab und brachten sie in ein kleines Schloßchen, welches einige Kilometer entfernt lag. Mit jedem neuen

Schrapnellschuß flatterten kleine Schwärme von Sperlingen auf, aber auch schlimmere Wirkungen konnten wir bemerken, denn mehrmals wurden von der neben uns feuernden Batterie Artilleristen zurückgeführt, denen der Eisenhagel ein Glied zerrissen. Daneben piff es ganz leise, aber sehr nachdrücklich immerfort um unsere Ohren herum, sodaß der Luftzug uns berührte und ich schließlich meinen Nachbarn fragte, was denn das Pfeifen bedeute, das offenbar von Schrapnells nicht herühre. „Das sind ja die Chassepots“, war seine Antwort, „kennst Du denn die nicht?“ Er hat sie am Abend jenes Tages recht gründlich kennen gelernt, als aus nächster Nähe eine Franzosentugel ihn zum Tode traf, während er einem verwundeten Franzosen bei Lampenlicht das zerschmetterte Knie verband.

Wie wir an jenem Abend zum letzten Mal an das Gehöft kamen, um unsere traurige Fracht wieder in Empfang zu nehmen, faßte einer der Soldaten an meinen Mantel und rief aus: „Unten liegt auch einer von Euch totgeschossen!“ Ich wollte es nicht glauben, waren doch von den drei Kameraden, die hinunter gegangen waren, um in Gemeinschaft mit den Trägern des 1. Bataillons die Verwundeten wegzuholen, zwei wieder unter den Krankenträgern zurückgekehrt, aber als wir an sie herantraten und nach dem Schicksal des dritten fragten, wurde uns mit ernster Miene die Botschaft der Soldaten bestätigt. Eine wunderbare Fügung Gottes! Ge-

rade dieser gefallene Kamerad war nur deshalb statt meiner mitgegangen und hatte meine Stelle eingenommen, weil er angeblich nicht genug französisch verstand, um in dem genannten Schloß den Bewohnern die nötigen Anweisungen zur Aufnahme der Verwundeten zu geben. Aber in Wirklichkeit war es bei ihm der Eifer gewesen, nicht zurückzubleiben, der Drang, am liebsten an die gefährlichste Stelle des Kampfes zu gelangen. Als Jüngster mußte ich schon vor dem Älteren zurücktreten, obwohl ich ebenso brennend gern wünschte, mit hinunter zu gehen und in dem Straßenkampf, wo es mit blanker Waffe Mann gegen Mann ging, unsere Verwundeten aus dem Getümmel zu holen. Nun lag er an der Stelle, an der sonst ich nach menschlichem Ermessen hätte liegen müssen, und im stillen gedachte ich der wunderbaren Fügung Gottes, der den einen bewahrt und den andern dahin rafft.

Angst um das Leben hat uns nicht beschlichen, aber doch haben wir manches Mal deutlich gespürt, daß nur eine Handbreit zwischen uns und dem Tode war. Wenn das Bataillon vor dem Einrücken in die Gefechtslinie vom Wege abseits trat und das Kommando erscholl: Bataillon soll chargieren! mit hastigem Geklapper die ersten Patronen in den Lauf geschoben wurde und dann auf das Kommando: Gewehr über! In Reihen gesetzt marsch! wieder uns voran zog, dann wußten wir, daß es Ernst werden sollte, und

unser junger Ersatz, der erst um Weihnachten uns erreichte, begann auch stellenweise bläbliche Gesichter zu zeigen. Aber ich darf zur Ehre unserer jungen Mannschaft bezeugen, daß nur ein einziges Mal im ganzen Winterfeldzug, im Augenblick, wo das Gefecht anfang, ein Soldat an mich herantrat und nach einem kräftigen Schluck Schnaps fragte. Den habe ich ihm natürlich abgeschlagen und hielt ihm vor, daß gerade solcher Augenblick wohl am wenigsten dafür geeignet wäre; jetzt gelte es klaren Sinn und offene Augen behalten und nicht rasend und unvernünftig dahinzuträumen. Im Gegenteil, ein wahrer Eifer hatte die meisten erfasst, nur so schnell wie möglich heran an den Feind zu kommen, nicht um zu hauen und zu stechen und zu morden, sondern um den Feind fortzujagen und aus seiner Stellung zu verdrängen. Einer der jüngsten und kleinsten kaum zum Bataillon gekommenen Soldaten stürzte sich vor le Mans, ohne auf das Kommando der Offiziere zu hören, ganz allein durch die Hecken quer über das Feld gegen die Franzosen, als wollte er ganz allein die roten Hosen drüben gefangen nehmen oder wegzujagen. Natürlich traf ihn eine Kugel und nun lag er auf dem Rücken und rief nach mir. Da haben wir unseren guten Freund U. aus dem Kugelregen zwischen den beiden feindlichen Reihen herausholen müssen und als wir hinter unserer Schützenlinie waren, knurrte er noch ungehalten

darüber, daß er nun soweit bis nach Frankreich hineingekommen und noch nicht einmal seine erste Patrone los geworden wäre. Sie ist aber doch später von anderer Hand befördert worden.

Wenn der Abend niedersank und alles in undurchdringliches Dunkel hüllte, dann hörte in der Regel das Kämpfen auf. Das Bataillon bezog in irgend einem Gehöft oder Dorf Quartier und vorn wurden die Posten ausgestellt. An geschützter Stelle flammte wohl ein Feuer auf, an welchem sich die Soldaten ihre Mahlzeit bereiteten, und im halblauten Gespräch wurden die Erlebnisse des Tages ausgetauscht; im stillen zog mancher Gedanke nach dem lieben Vaterhaus und einige Wenige gedachten auch des Vaterauges droben, das sie diesen Tag behütet und beschirmt hatte. Aber es blieb nicht lange Zeit für solche Gedanken übrig. Die Aufregung und Anstrengung des Tages machte sich bald geltend. Sowie man zum Halten gekommen war, ehe man es sich versah, fielen die Augen zu und ein gesunder Schlaf, mitunter auf nacktem Boden entriß uns der Wirklichkeit. Erst am andern Morgen, wenn das Tageslicht uns beleuchtete, übersah man die Lücken, welche der vorige Tag gerissen, und wanderte weiter, dem kommenden Tag entgegen.

### 3. Im Lazarett.

Wenn ich vom Lazarett erzähle, so meine ich natürlich nicht jene Garnisonlazarette, in denen

Ihr jungen Leute in Friedenszeiten ausgebildet werdet, sondern jene Stätten des Glends und der Schmerzen, wohin wir in jenen ersten Kriegszeitern unsere eben vom Schlachtfelde aufgerafften Brüder und Kameraden zu bringen hatten. Solche Lazarette halten freilich den Vergleich mit Euren vortrefflich ausgestatteten und vorschriftsmäßig gelüfteten Krankensälen nicht aus. Verbandzeug, chirurgische Instrumente und was sonst zur Behandlung der Kranken gehört und einem Krankenträger in die Hände kommt, standen uns nur in sehr beschränktem Maße zur Verfügung. Wir mußten froh sein, wenn wir nur irgend ein größeres, für unsere Zwecke taugliches Gebäude fanden — heute eine Schule in einer größeren Stadt, morgen eine Scheune oder ein kleines Landschlößchen und dann wieder einmal die Villa eines Millionärs, der sich wohl nicht hätte träumen lassen, daß auf seinen Parkettfußböden hunderte von Betten für unsere kranken Soldaten wochenlang aufgestellt sein würden.

In solchen Zeiten des Ernstfalles ist überhaupt nicht immer nach Schema F zu verfahren, man hilft sich, so gut man kann, und nimmt vorlieb mit dem, was man hat. In den ersten Zeiten wurde weniger auf Einrichtung von Lazaretten gesehen, weil die heimatischen Grenzen noch so nahe waren, wo alle nötigen Lazareteinrichtungen ordnungsmäßig vorhanden

waren, aber je weiter wir nach Frankreich hinein kamen, desto öfter waren wir genötigt, vorläufige Unterkunft für solche zu schaffen, welche zu längerem Transport noch nicht tauglich waren. So war namentlich vor Paris die Herbstzeit für unsere Truppen weniger durch die verlustreichen Gefechte verderblich, als durch die Krankheiten, welche das tagelange Kamplieren im Freien und das Liegen auf Vorposten und nicht zum wenigsten das reisende Obst und schlechtes Wasser zum Ausbruch brachten. In den Vororten vor Paris war fast die ganze Bevölkerung abgezogen und hatte die Wohnungen noch in ziemlich vollständiger Ausstattung zurückgelassen. So war es für uns denn nicht gut anders möglich, als unsere Einkäufe gegen die bekannte 5 sous-Zahlung vorzunehmen. Alles kostete 5 sous\*) die eisernen Bettgestelle, welche wir auf den Eisenläden holten, die Matratzen, welche wir für denselben Preis kauften, das Geschirr und alles kleine Zubehör, dessen wir sonst noch bedurften. Raum eingerichtet, bekamen wir schon allabendlich eine Wagenkolonne voll kranker Soldaten. Selten war ein bei den Vorposten Verwundeter darunter. Es kostete eine gewisse Ueberwindung, diese armen zum größten Teil schon bewußtlosen, hilflos in ihrem elenden Zustand daliegenden Kranken zu reinigen, zu betten,

\*) 5 sous, 25 cts. = 20 Pf., beliebte Umschreibung für einen kühnen Griff mit den fünf Fingern.

zu pflegen, und bei dem besten Willen war es oft nicht möglich, die Reinheit der Luft zu jeder Zeit zu erhalten. Aber das Mitleid überwindet die widerstrebende Natur und neben dem Mitleid treibt einen doch auch das Gefühl der Pflicht, den Nothleidenden nach Kräften zu pflegen und ihm Linderung zu schaffen. Welche Freude bereitete es uns Pflegern, wenn dann endlich der eine und der andere wieder zu sich kam, und vertraulich wie ein Kind sich von uns pflegen und füttern ließ und jeden Liebesdienst mit einem dankbaren Blick belohnte.

Tiefen Eindruck machten wohl auf alle die einsamen Nachtwachen in den zu Krankensälen umgewandelten großen herrschaftlichen Sälen. Wenn alles draußen still geworden und die Schläfer in langen Reihen gebettet dalagen, hatten die Gedanken Zeit, heimwärts und aufwärts zu wandern. Aber selten hatten wir ungestörte Stunden. Plötzlich springt einer der Kranken auf, nimmt sein Bettzeug unter den Arm, greift nach einer Waffe und will zum Fenster hinaus, in dem Fieberwahn, es wäre Alarm geblasen. Kaum ist der beruhigt, schreit ein anderer nach Vater oder Mutter, wieder andere beginnen unruhig zu röcheln, und überall muß der wachende Pfleger nach dem Rechten sehen, beruhigen, laben, den Verband erneuern, oder wenn die Sache ernstlich wird, seinen Reservemann zur Hilfe herbeiholen.

Es waren doch segensreiche Eindrücke, die ich aus jenen Tagen bewahrt habe. Besonders gedenke ich eines Breslauer, den wir glücklich noch dem Tode entreißen durften. Am Tage, ehe wir von ihm schieden, schrieb er sich meinen Namen auf, bohrte seine noch etwas fieberkranken Augen auf die Schrift und sprach halblaut und tiefergriffen vor sich hin: „Den Namen werde ich in meinem Leben nicht wieder vergessen!“

Ganz anders macht sich so ein nach größeren Schlachten improvisiertes Lazarett, wie z. B. die Ecole normale in Orleans. Hier war es nur unsere Aufgabe, so schnell wie möglich von dem ganzen Schlachtfeld alles, was noch lebte, aufzulesen und vor der strengen Winterkälte unter Dach und in Pflege zu bringen. Da lernte man auch Standhaftigkeit und Entschlossenheit bei Verwundeten kennen. Wenn so ein Unteroffizier, dessen Bein durch eine Reihe von Kugeln förmlich durchlöchert war, sich jedes Wort des Mitleids verbittet und jede Frage, ob wir es ihm auch bequem machen, als höchst überflüssig abweist, und eine halbe Stunde darauf schon am Arme eines nur durch einen Arm geschossenen Mannes seiner Korporalschaft auf einem Bein durch Orleans humpelt, um sich doch die Stadt ja anzusehen, in die er noch nicht gekommen sei, so hat man seine Freude daran, oder wenn ein anderer, dem man die Schmerzen am Gesicht ablesen konnte, doch jeden Schmerzenslaut gewaltig unterdrückt und unter dem Messer

des Arztes still die Hände faltet, so besagt solche Bewegung ohne Worte für den, der darauf achtet, unendlich viel.

Bei der großen Anzahl derer, welche unsere Pflege in Anspruch nahmen, kann man solchen Gedanken nicht lange nachhängen. Scherz und Ernst liegen da nahe beieinander und gerade des guten Pflegers Aufgabe muß es sein, nach Kräften eine frohe Stimmung in diese Stätten des Glends zu tragen. Der Kranke und Verwundete hat ein sehr feines Gefühl dafür, ob einer seine Arbeit mit Liebe und Mitgefühl verrichtet oder nicht. Ein fröhliches Wort, freundliches, wenn auch festes Zugreifen tut viel Gutes. Und wenn man auch weiter nichts für die armen Jungen hatte, als eine kalte Kapelle, um sie in der Winternacht aus dem Bauerfarn unter Dach zu bringen, und mit ihren eigenen Sachen, Tornistern, Mänteln u. dergl. ein Notlager zu bereiten, wenn man dann aus den Vorräten an Verbandzeug, so viel jeder noch bei sich hatte, die Verbände notdürftig erneuert und mit dem Rest der eisernen Ration die Hungrigen speist, nehmen sie es so dankbar an, als wäre es das größte Geschenk. Noch heute kann ich es nicht vergessen, wie ich am nächsten Morgen mit einem Paket Feldpostkarten versehen unter diese etwa 80 Verwundeten trat und mit leuchtenden Augen begrüßt wurde, und wie vertraulich mir die vordem gänzlich unbekanntem Landsleute in die

Bleifeder diktierten, wie ich den Angehörigen möglichst harmlos beibringen möchte, daß sie verwundet wären. „Liebe Eltern! Es ist auch garnicht so schlimm, es ist noch gnädig abgegangen, und ich hoffe, bald zurück transportiert zu werden.“ In solchen Wendungen wurde versucht, die Sorge und Angst der Lieben zu beschwichtigen, und förmlich erfinderisch waren einzelne Soldaten zum Teil einfachster Herkunft, in Bemerkungen ganz nebensächlicher Art, worin sie den Ernst der Nachricht bei den Empfängern zu mildern bemüht waren.

Ihr begreift: Da heißt es Tag und Nacht bei der Hand sein und nur an die armen der Pflege so Bedürftigen denken. Wir atmen mit auf und fühlen uns erleichtert, wenn irgend eine schmerzhafteste Wunde glücklich geflickt, wenn die Krisis vorüber ist, und man freut sich an jedem Genesenen, als wäre er uns selbst wieder geschenkt, und dankt im stillen seinem Schöpfer dafür, wenn man im Dienste solcher Liebe mitarbeiten darf.

Aber denkt nicht geringer von den Diensten, die Euch in Friedenszeiten aufzutragen werden. Auch da wird Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit von Euch erwartet, denn Leben und Gesundheit eines Mitmenschen hängt oft davon ab, daß alle Vorschriften genau erfüllt werden. Auch im Friedenslazarett darf Teilnahme und Mitgefühl gezeigt werden; Eure Kameraden werden es

Euch danken und ihre Eltern auch. Und seid nicht allzumenschenfürchtig, wenn die Rede auf heilige Dinge kommt! Spöttelt nicht mit, wenn andere sich ein Vergnügen daraus machen, wegwerfend von Gott und Eurem Heiland zu reden! Auch laßt Euch nur nicht mit abgestandenen Brocken angeblicher Wissenschaft irre führen. Das Psalmwort: Die Tore sprechen in ihren Herzen: es ist kein Gott (Ps. 14. 1) trifft noch heute zu. Wenn die Sache ernst wird, greift doch mancher tapfere Maulheld zu Bibel und Gesangbuch, — und wenn es mit einem Eurer Pflinglinge einmal zum Sterben gehen sollte, könnt Ihr Euch einen Gotteslohn um ihn verdienen, wenn Ihr dem stammelnden Munde noch ein letztes Vaterunser vorsprecht und dem Sterbenden in seiner Todesnot ein Trostwort auf den dunklen Weg zu geben habt.

#### 4. Im Quartier.

Ich brauche nicht zu bemerken, daß ein großer Unterschied zwischen Manöverquartieren und Kriegsquartieren besteht. In Manöverquartieren hat alles einen mehr oder weniger romantischen Anstrich; im Kriegsquartier hört alle Gemütlichkeit auf, auch im Verkehr mit den Quartiergebern. Das Erste ist immer, sein Unterkommen finden und für die nötige Nahrung sorgen. Aber auch da kann man vieles dazu

beitragen, des Krieges Härte zu mildern, und sich menschlich zeigen.

Wir wollen uns nicht gegen die Franzosen überheben, auch unter unseren Landsleuten waren hartherzige und rohe Naturen. Aber ich habe doch nur bei Franzosen, und noch dazu gefangenen Franzosen, bemerkt, daß sie in den Dörfern, französischen Dörfern, wo sie für die Nacht untergebracht waren, hausten wie die Wilden, die Bevölkerung mißhandelten und die Gärten verwüsteten, sodaß man unsere deutschen Soldaten zum Schutz gegen die eigenen Landsleute herbeirufen mußte. Wenn wir Deutschen ins Quartier kamen, d. h. in die Häuser uns verteilt hatten, an denen mit Kreide die Zahl der unterzubringenden Mannschaften verzeichnet stand, so entwickelte sich in kurzer Zeit, von unserer Seite aus wenigstens, ein fast freundschaftlicher Verkehr mit den Bewohnern; denn nicht mit der friedlichen Einwohnerlichkeit führt man Krieg. Nur böswilligen Elementen gegenüber ist Festigkeit und Rücksichtslosigkeit das letzte Mittel, wenn alle Freundlichkeit versagt. Wie im Friedensmanöver scharten wir uns mit den Hausbewohnern um ihre Kaminfeuer und suchten dürftig unsere verfrorenen Gliedmaßen an der kargen Wärme aufzutauen, plauderten auch mit den Großen über das Wetter und scherzten mit den Kindern, die sich an die fremden Soldaten herantrauten, und besorgten die Zubereitung unserer Mahlzeiten, soweit

nicht die Hausfrau sich selbst erbot, uns diese Arbeit abzunehmen. Die anfängliche Scheu und Furcht vor unseren Soldaten war bald überwunden worden, und sie fühlten sich merklich sicher und geborgen, wenn unsere Leute nach der ersten Ruhe des Abpackens sich wohlgesittet wie Glieder des Hauses betrugten und die deutsche Zucht auch in solchen außerordentlichen Umständen bewährten. Mitunter kamen wir in Ortschaften, die durch wochenlange Truppendurchzüge ganz ausgefogen waren, sodaß den Leuten selbst keine Lebensmittel mehr zur Verfügung standen. In solchen Fällen luden wir sie selbstverständlich zur Teilnahme an unsern Mahlzeiten ein und verlangten auch da, wo wir es anders hätten haben können, nur unser hartes Lager am Boden. Natürlich, wo wir Lebensmittel vorfanden, da versorgten wir uns nach Kräften und so reichlich wie möglich, denn man konnte nicht wissen, was man zur nächsten Mahlzeit haben würde. Unglaubliches kann so ein jugendlicher Kriegermagen vertilgen, wenn nur die nötigen Mengen vorhanden sind. Hühner, Stallhasen, Eier verschwanden im Handumdrehen. Auch der Wein wurde dankbarlichst angenommen, zu dessen Lieferung die Leute verpflichtet waren. Aber davon abgesehen, kann ich durchweg unseren Landsleuten ein gesittetes Betragen nachsagen. Es mag ja sein, daß in den ersten Tagen des Krieges ein Hauptmann von seiner Kompagnie

gefragt worden ist, ob sie den Ort plündern oder nur moderiert verwüsten sollten. Aber dieser erste Zustand der Aufgeregtheit ist bald überwunden worden und wir besannen uns darauf, daß wir nur mit den feindlichen Heeren Krieg führten, nicht mit unbewaffneten friedlichen Bürgern. Und das sollte uns stets eine Ehrensache bleiben, daß wir diesen Unterschied unter allen Umständen im Auge behalten. Wir sind da, wo das Militär einzieht, für den Augenblick die Herren und haben zu sagen. Unsere Sicherheit, unsere Ruhe und unsere Verpflegung gehen allem andern vor. So gut wie wir selbst uns diesen drei Gesichtspunkten unbedingt unterordnen, dürfen wir dasselbe auch von unseren Quartiersleuten verlangen. Dann gestaltet sich von selbst bei längerem Aufenthalt ein leidliches Verhältnis auch im Feindesland, und bedenken wir dabei wohl, daß auch jene Eltern Söhne haben, die vielleicht an einer andern Stelle bei fremden Leuten ihr Unterkommen suchen müssen, daß auch die weiblichen Glieder des Hauses einen Anspruch auf rücksichtsvolle Behandlung und Respekt haben, wie wir dasselbe im umgekehrten Falle für die Unrigen wünschen, wenn es einmal sein sollte, daß feindliche Scharen wie vor 100 Jahren unsere friedlichen Fluren überschwemmten.

Rühmend erinnern besonders die Franzosen die stimmungsvollen Weihnachtsfeiern, deren Zeugen sie im Jahre 1870 gewesen sind. Waren

auch die Bewohner Frankreichs zur Hauptsache katholischer Konfession, so fühlten sie doch die friedevolle und andächtige Stimmung heraus, welche uns protestantischen Mitchristen in der heiligen Nacht erfaßte, sei es wenn wir die religiöseren Weihnachtslieder anstimmten, oder die leichteren Volkweisen, wie vom Tannenbaum mit seinen grünen Blättern.

Mit Franzosen, die in früheren Jahren Kriegsdienste geleistet hatten, kamen wir bald in fast kameradschaftliche Beziehungen. So weiß ich noch von einem Gendarm zu erinnern, daß er uns jungen Anfängern im Kriegswesen von seinem Speck mit auf den Weg gab. Und heute noch erzählen wir uns aus dem Winterfeldzug mit Vergnügen von jenem Franzosen, der um 1855 in der Krim gefochten und ein Ohrläppchen dabei verloren und der nachher in Algier bei den Tirailleurs gestanden und zuletzt seines Zeichens ein ehrfamer Dorfschuster geworden ist. Die ganze Kompagnie kam nach und nach in des Schusters Stube zusammen und brachte ihre stark mitgenommene Fußbekleidung zum Ausbessern, und während seine Hände eifrig beschäftigt waren, die Wunden der Stiefel zu heilen, ging das Gespräch von seinen Kriegserlebnissen bis in die tiefe Nacht hinein munter fort. Am andern Morgen war sein Ledervorrat aufgebraucht, aber eine hübsche Hand voll Frankenstücke war in seiner Tasche und mit Händeschütteln und einem freund-

lichen: „Bons garçons“ entließ er uns aus seiner bescheidenen Hütte.

So ist es allmählich Regel geworden, daß man uns überall mit Bedauern scheiden sah, und die gefürchteten Feindescharen erwiesen sich als warmherzige, wohlgezogene Menschen. Und das, liebe junge Freunde, möchte ich auch Euch empfehlen. Es ist nicht nur ehrenvoll und spricht für gute Erziehung, wenn auch in solchen außergewöhnlichen Zeiten ein gesittetes und menschliches Benehmen Euch kennzeichnet, sondern es ist geradezu eines Christen Pflicht und schönes Vorrecht, mit gutem Beispiel den Kameraden voranzugehen und den Quartiersleuten in fremden Landen zu zeigen, daß neben der militärischen Zucht unser Gewissen und die Scheu vor dem heiligen Gott uns von jeder unnötigen Grausamkeit und von jeder Rohheit abhält.

Unsern Heidenmut haben wir an anderen Orten zu beweisen, wo man dem Tode ins Auge schaut und jeden Augenblick aus dem Leben abberufen werden kann. Unsere Ausdauer mag in Strapazen sich bewähren; aber wenn das Schlachtgetöse vorüber, im Quartier sind wir auch Menschen und Christen und handeln wie solche.

Altona, im November 1908.

Pastor H. van der Smiffen.

## Allerhöchste Cabinetsordre

vom 3. März 1868

betreffend

### die Wehrpflicht von Mennoniten.

Nachdem das Bundesgesetz, betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst vom 9. November 1867 die bisherige Vereiung der Mennoniten von der persönlichen Erfüllung der Wehrpflicht aufgehoben worden ist, bestimme Ich auf Ihren gemeinschaftlichen Bericht vom 20. Februar d. J., daß die Mitglieder der älteren Mennoniten-Familien, wenn sie sich nicht freiwillig zum Waffendienst bereit erklären, zur Genügnng ihrer Militärpflicht als Krankenwärter für die Lazarette, oder als Schreiber zc. für die Landwehr-Bezirks-Kommando's, sowie als Defonomie-Handwerker und als Trainfahrer auszubilden sind. Hierbei genehmige Ich, daß bei den hiernach für die Landwehr-Bezirks-Kommando's auszuhebenden Mennoniten von der Ausbildung mit der Waffe Abstand genommen wird. Sie haben darnach das Weitere zu veranlassen.

Berlin, den 3. März 1868.

(gez.) Wilhelm.

An  
den Kriegsminister und an den Minister des Innern  
(gez.) von Boon. (gez.) Graf Eulenburg.

## Ministerial-Erlaß

vom 28. November 1868.

Durch die Allerhöchste Ordre vom 3. März 1868 haben des Königs Majestät zu genehmigen geruht, daß die Mitglieder der alten Mennoniten-Familien, wenn sie sich nicht freiwillig zum Waffendienst bereit erklären, zur Genügung ihrer Militärpflicht als Krankenwärter in den Lazaretten oder als Schreiber für die Landwehr-Bezirks-Kommandos sowohl, als Dekonomie-Haldwerker und Trainfahrer auszuheben sind, und daß, bei den hiernach für die Landwehr-Bezirks-Kommandos auszuhebenden Mennoniten von der Ausbildung mit der Waffe Abstand genommen werden soll. Durch diese Allerhöchste Bestimmung ist es den bis zum Erscheinen des Bundesgesetzes über die Verpflichtung zum Kriegsdienste vom 9. November 1867 vom Militärdienst befreit gebliebenen Mennoniten möglich gemacht, ihrer Dierstpflicht ohne Beeinträchtigung der Fundamentalsätze ihres Glaubens zu genügen, und es sind ihnen damit diejenigen Vergünstigungen gewährt worden, welche ohne Verletzung des Gesetzes überhaupt möglich waren. Es darf angenommen werden, daß die Regelung des Gegenstandes in dieser Weise, auch von einem arsehnlichen Teile selbst der strengeren Mennoniten für befriedigend erachtet werden wird.

Um indessen auch denjenigen Mitgliedern mennonitischer Gemeinden gegenüber, welche den Heeresdienst selbst unter den Allerhöchst zugelassener Vergünstigungen abzuleisten, Anstand nehmen, einen Gewissensdruck nicht eintreten zu lassen und denselben eventuell die Möglichkeit zu eröffnen, sich dem Widerstreite zwischen Untertanenpflicht und religiöser Ueberzeugung durch Auswanderung

zu entziehen, sind die Ersatzbehörden von uns angewiesen worden, für die nächst beiden Jahre die mennonitischen Wehrpflichtigen auf deren Antrag bis zum 3. Konkurrenzjahre vom Militärdienst zurückzustellen, und bei der Erteilung der Urtheile, welche zur Begründung der Auswanderungs-Anträge resp. zur Erlangung der Entlassungs-Urkunde, dem Gesetze vom 31. Dezember 1842 vorgeschrieben sind, auf längere Zeit hinaus eine besonders milde Praxis in Anwendung zu bringen.

Der Staatsminister:  
von Bismarck.

Der Kriegsminister:  
von Roon.

Der Minister  
des Geistl., Unterrichts- und Med. Angelegenheiten:  
von Mühler.

Der Minister des Innern:  
Graf Eulenburg.

Berlin, den 28. Januar 1869.

Zur Behebung der in der Eingabe des Vorstandes der Mennoniten-Gemeinde zu Danzig vom 2. Dezember v. J. vorgetragene Zweifel über die Auslegung der Allerhöchsten Cabinets-Ordre vom 3. März 1868 betreffend die Heranziehung der Mennoniten zur Erfüllung der Militär-Dienstpflicht, erwidert das Kriegs-Ministerium das Nachstehende ergebenst:

Die vorberegte Allerh. Ordre erstreckt sich auf die männlichen Mitglieder derjenigen Mennoniten-Familien, welche bis zum Erlaß des Bundeswehrgesetzes vom 9. November 1867 von der Militär-Dienstpflicht befreit waren, dergestalt, daß auch die eheleiblichen Nachkommen derselben Anspruch auf die Vergünstigung mehr erwähnter Ordre haben, sofern sie an dem Mennonitischen Glaubensbekenntnis festhalten.

Die Krankenträger für die Lazarette, die Dekonomie-Handwerker und die Trainsfahrer erhalten außer den allgemeinen militärischen, keine besondere Ausbildung im Waffendienst. Die Mannschaften der Landwehr-Bezirks-Kommandos dagegen nehmen an Schießübungen Teil, und müssen demzufolge mit den Waffen ausgebildet werden. — Hieraus erklärt es sich, daß in der beregten Ordre nur hinsichtlich der für die Landwehr-Bezirks-Kommandos auszuhebenden Mennoniten von der Ausbildung mit der Waffe Abstand genommen wird; womit gleichzeitig ausgesprochen ist, daß diese Mannschaften zu den erwähnten Schießübungen nicht heranzuziehen sind. Eine weitere Rücksichtnahme gestatten die dienstlichen Verhältnisse nicht, — namentlich stehen solche dem in der Eingabe des Vorstandes geäußerten Wunsche entgegen, den Mennoniten das Tragen der Waffen zu erlassen. — Die Trainsfahrer finden im Kriege bei dem Proviantwesen sowohl als den übrigen Armeetrains, demnach

auch den Munitions-Kolonnen Verwendung. Die Mennoniten von einer möglichen Zuteilung zur lechtberegten Kolonne prinzipiell und allgemein auszuschließen, ist aus dienstlichen Rücksichten gleichfalls nicht angängig.

Auf diejenigen Mennoniten, welche den bezüglichen Bestimmungen gemäß Anrecht auf die Vergünstigung haben, ihrer aktiven Dienstpflicht durch einjährig-freiwilligen Dienst genügen zu dürfen, findet lediglich der § 157 der Militär-Ersatz-Instruktion vom 26. März 1868 Anwendung, wonach sie verpflichtet sind, diesen Dienst bei einem Truppen- bezw. Marineteil entweder a) mit der Waffe, b) als Militärarzt, c) als Tierarzt und d) in einer Dispensions-Anstalt als Militär-Pharmazent abzuleisten.

Was schließlich die Form der Dienstverpflichtung angeht, so besteht der § 2 der Deklaration vom 17. Dezember 1801 noch in Kraft und sind demgemäß diejenigen Mennoniten, welche in den Militärdienst eintreten, von der Eidesleistung entbunden und mittelst Handschlages zur Fahne zu verpflichten.

In Rücksicht auf den am Schluß der Eingabe des Vorstandes ausgesprochenen Wunsch wird diese Bestimmung nochmals ausdrücklich in Erinnerung gebracht werden.

Kriegs-Ministerium  
(gez.) von Roon.

An den Vorstand der Mennoniten-Gemeinde zu Danzig.

No. 135/12 A 1a.



